

ELKE
VESPER

DIE FRAUEN
DER
WOLKENRATHS

Die Geschichte der Wolkenraths



Brandzeichen erkannten und trotz aller Unterschiede verbunden fühlten, so empfand jetzt Käthe. Vor ihr saß ein Gezeichneter.

»Ich bin auch das einzige Kind«, sagte sie in einem gänzlich unverstellten Ton, der mehr als die Worte ausdrückte, wie tief sie ihn verstand. »Einerseits bekommt man alle Liebe, andererseits trägt man alle Verantwortung. Ist es nicht so?«

»Alle Liebe?« Sein Lächeln war fast schon eine Grimasse. »Nun, ich empfinde mehr die Last der Verantwortung.« Er setzte sich gerade auf, nickte höflich. »Wenn ich mich vorstellen darf, Alexander Wolkenrath. Würden Sie mir vielleicht die Ehre erweisen, mir auch Ihren Namen zu nennen?«

Wie töricht du bist, schalt Käthe sich zum zweiten Mal. Es gibt doch keinen Grund zu erröten! Dennoch kroch wieder diese dickflüssige Hitze in ihr hoch, bis sie in den Wangen stecken blieb.

»Käthe Volpert«, sagte sie leise und reichte ihm die Hand. Er erhob sich kurz, verbeugte sich zackig und hauchte einen Kuss auf ihre Hand. Als er wieder saß, legte sich Schweigen über die beiden wie eine Decke, die sie von allem um sie herum trennte. Schweigend verspeisten sie ihre Kuchen, tranken ihre Getränke, nur einmal kurz unterbrochen durch Alexanders Bemerkung: »Der Conradi wird nicht ohne Grund Pfefferkühler genannt, sein Kuchen ist einfach exquisit!« Was Käthe mit lebhaftem, fast schon übermütigem Nicken bestätigte.

»Würden Sie mir die Ehre erweisen, Sie einzuladen, Fräulein Käthe?«, fragte Alexander, als Luise erschien, um das Geschirr abzuräumen. Käthe antwortete laut und klar: »Ja, danke«, was Luise mit einem schnippischen Mund kommentierte. Sie nannte Alexander wieder Monsieur und bedankte sich mit einem tiefen koketten Knicks für das Trinkgeld.

Käthe zermartete sich das Gehirn, wie sie den Mann dazu bringen könnte, nicht gleichzeitig mit ihr das Lokal zu verlassen. Dresden war eine Stadt, in der Gerüchte herumflogen wie Fliegen über Unrat. Sie wollte keinesfalls, dass ihr Vater gerüchteweise erfuhr, sie hätte sich mit einem jungen Mann in der Konditorei getroffen. Als ihr nichts Besseres einfiel, erhob sie sich, reichte Alexander die Hand und sagte geradeheraus: »Adieu, Herr Wolkenrath, es war mir ein Vergnügen, aber bitte bleiben Sie jetzt sitzen. Um uns herum gibt es mehr

Plaudertaschen als Pfefferkuchen. Und ich lege meine Hand dafür ins Feuer, dass Fräulein Luise dazugehört.«

Alexander grinste. »Jedenfalls gehört sie nicht zu den Pfefferkuchen.« Er erhob sich und knallte die Hacken andeutungsweise zusammen. Wieder hauchte er einen Kuss über ihre Hand. Bevor sie sich umdrehen konnte, sagte er leise: »Ich würde Sie gern wiedersehen. Darf ich Sie einladen?« Forschend und ängstlich sah er sie an. Als sie nicht widersprach, lächelte er erleichtert und schlug nach kurzem Nachdenken vor: »Was halten Sie von einem Ausflug am Sonntag zum Schillerschlösschen? Oder wir könnten mit dem Dampfschiff fahren?«

Käthe nickte überwältigt. Ja, jubelte es in ihr. Ja, ich will ihn wiedersehen, was der Vater auch immer sagen mag! Sie verabredeten sich am Platz vor dem Königlichen Schloss. Dort standen Kutschen und Fiaker, sodass sie bei jedem Wetter überall hinfahren konnten.

»Bis Sonntag. Um elf vor dem Schloss«, sagte Käthe.
Glücklich verließ sie die Konditorei.

2

Am Dienstagabend lag die Zeit bis Sonntag vor ihr wie eine endlose unüberwindbare Wüste.

Am Mittwochmorgen beschloss sie, sämtliche Vorräte an Lavendelseife hinter dem Rücken des Vaters fortzuwerfen und durch Maiglöckchenseife oder geruchsneutrale grüne Seife zu ersetzen.

Am Donnerstag setzte sie diese Absicht während ihres üblichen Einkaufsganges in die Tat um und kehrte danach wie gewöhnlich bei Conradi zu einer heißen Schokolade ein. Diesmal bediente nicht Luise, und es erschien auch kein schneidiger junger Mann an ihrem Tisch. Letzteres bewirkte, dass die Schokolade ihr weniger süß erschien als sonst, auch wenn sie vor sich selbst nicht eingestand, dass sie auf ein Wiedersehen gehofft hatte.

Donnerstagabend war das Haus lavendelfrei. Käthe empfand ein rebellisches Glück. Nie wieder, so schwor sie sich, würde sie diesem Duft die Möglichkeit geben, ihr die Laune zu versauern. Die Kleider der Mutter rochen natürlich noch danach, aber die mied Käthe ohnehin seit dem Fund des Goldes.

Die ganze Zeit über musste sie den Drang in sich niederkämpfen, in alten Zeitungen zu graben, um die tragische Geschichte des Fuhrunternehmens Wolkenrath & Söhne noch einmal nachzulesen. Nein, der junge Wolkenrath, den sie bei sich nur zärtlich Alexander nannte, sollte ihr die ganze Geschichte aus eigener Anschauung erzählen.

Erst am Freitagmorgen stellte sie sich die Frage, wie sie ihre Abwesenheit am Sonntag dem Vater beibringen könne.

Abgesehen von ihren kleinen verschwiegenen Stelldicheins mit heißer Schokolade und sonstigen Leckereien war Käthes Leben ansonsten vollkommen durchsichtig für den Vater, wenn man einmal davon absah, dass sie einen Roman pro Woche las. Seit dem Tod der

Mutter ging sie nicht einmal mehr ins Theater. Der einzige Ort, den sie außer Geschäften oder dem Markt aufsuchte, war das Konservatorium für Musik in der Landhausstraße 6 im zweiten Stock, wo sie mit väterlicher Zustimmung vom Kaiserlichen Kammermusikus Schmole Pianounterricht erhielt. Sonntags spielte sie dem Vater normalerweise nach dem Nachmittagskaffee auf dem Piano vor. Dann trank er einen französischen Weinbrand, schmauchte eine kubanische Zigarre und wippte im Takt der Musik mit dem Fuß, der in sonntäglichen Hauspantoffeln steckte.

Käthe fiel nur eine einzige Ausrede ein: Es gehe ihr sehr schlecht und sie müsse deshalb den Sonntag mit abgedunkeltem Fenster in ihrem Zimmer verbringen. Sie wusste, dass der Vater eine ungeheuer große Abneigung gegen Krankheit hatte, was durch die Schwälle von Blut, die die Mutter kurz vor ihrem Tod auf Fußboden und Bett erbrochen hatte, noch verstärkt worden war. Ohne Zwang würde er keinen Fuß in ein Krankenzimmer setzen. Doch wie sollte sie aus dem Haus kommen? Und was, wenn sie Fritz begegnete? Sie würde ihn zu ihrem Vertrauten machen müssen!

Nein, allein der Gedanke war ihr schon zuwider. Es widerstrebte Käthe nicht besonders, vor dem Vater ein Geheimnis zu haben. Es wäre ihr aber sehr unangenehm gewesen, es mit einer anderen Person zu teilen. Doch da war noch etwas. Fritz hatte diese grauen klaren Augen, die einen direkt anschauten, und dann kam es Käthe immer so vor, als leuchte hinter dem Grau ein Licht. Und dann hatte er diese aufrechte Haltung, diese breiten Schultern, diesen selbstverständlichen Gang. Käthe konnte sich nicht vorstellen, dass er jemals einen anderen Menschen anlog. Und sie wollte nicht, dass er sie für eine Lügnerin hielt. Das kam also gar nicht infrage.

Freitag beim Mittagessen geschah dann etwas, das Käthe nachdenklich stimmte. Bisher hatte sie sich Gott als eine Instanz erklärt, die Menschen sich ausgedacht hatten, um Gut und Böse leichter auseinanderhalten zu können. Aus Angst vor göttlicher Strafe entschieden sie sich leichter für das Gute. Nach dem Mittag dachte Käthe ernsthaft darüber nach, dass es Gott vielleicht wirklich gab. Und zwar einen Gott mit einem ganz persönlichen Interesse an Käthes

Glück. Es passierte Folgendes: »Meister«, sagte der Lehrling Friedrich, »meine Mutter lässt ausrichten, dass sie am Sonntag silberne Hochzeit feiert und Ihr eingeladen seid.« Das war eine lange Rede gewesen, und Friedrichs Gesicht sah aus wie ein roter Streuselkuchen. Trotzdem holte er noch einmal tief Luft und fügte hinzu: »Herzlich eingeladen, hat sie gesagt.« Sein schmaler Brustkorb fiel erleichtert zusammen, und er starrte Meister Volpert erwartungsvoll an.

Der trank bedächtig einen großen Schluck aus seinem Wasserkrug – bestes Dresdner Heilwasser. Meister Volpert schwor auf die Ratschläge von Friedrich Robert Nietzsche und machte deshalb nicht nur allmorgendlich die von Obigem empfohlene »Zimmerymnastik«, sondern er trank auch täglich Dresdner Heilwasser. Außerdem schwor er auf E. H. F. Hartmann, der das Bier als deutsches Nationalgetränk pries und seine Wirkungen als Heilmittel auf den menschlichen Organismus. Hartmann hatte einen »diätetischen Rathgeber« verfasst für alle diejenigen, »welche durch mäßigen Biergenuss ihre Gesundheit verbessern und bis ins Alter bewahren wollen«. Nebst genauer Angabe, die Fehler, Verfälschungen und Krankheiten des Bieres zu erkennen und unschädlich zu machen. Für jeweils einen halben Taler hatte Meister Volperts Mutter die Ratgeber beider obiger Herren erstanden und sie ihrem Sohn geschenkt, als er seine Tischlerei eröffnete. Seitdem hielt er sich an die Vorschriften. Er machte in der Frühe seine Zimmerymnastik, trank am Mittag Heilwasser und am Abend Bier.

Nachdem er einen großen Schluck zu sich genommen hatte, räusperte sich Meister Volpert. Dann räusperte er sich noch einmal, etwas länger. Danach warf er einen Hilfe suchenden Blick zu Käthe. Die aber versagte ihm ihr Mitgefühl, denn sie erkannte Gottes Geschenk und nahm es dankbar an.

»Wie wunderschön!«, verkündete sie, vollmundiger und überzeugender, als sie üblicherweise zu sprechen pflegte. »Wie reizend von deiner Frau Mutter, meinen Vater einzuladen. Er war auch gar zu lange nicht mehr aus.«

Meister Volpert senkte den Kopf, und man konnte ihm ansehen, dass er sich zu erinnern versuchte, ob er Friedrichs Mutter überhaupt jemals zu Gesicht bekommen hatte.

Selbstverständlich hast du, ermunterte Käthe ihn in Gedanken. Kein